

# osteuropa workshop

donnerstag, 15. juni 2023 taz € panterstiftung



editorial von **Tigran Petrosyan**

## Brücken bauen für die Zukunft

Es tobt seit 15 Monaten – Russlands Krieg gegen die Ukraine: Tausende Tote, Geflüchtete, Hass und Gewalt. Ein Ende ist nicht abzusehen. Dennoch: Wir sollten miteinander reden.

Auf Einladung der taz Panter Stiftung haben sich 16 Journalist:innen aus acht Ex-Sowjetrepubliken in der lettischen Hauptstadt Riga von 29. Mai bis 6 Juni zu einer Begegnung zusammengefunden. Die Teilnehmer:innen kommen aus der Ukraine, Russland, Belarus, der Republik Moldau, Armenien, Georgien, Aserbaidschan und Kasachstan.

Das Hauptziel des Workshops war es, gemeinsam das historische Erbe zu reflektieren, nach Erklärungen für aktuelle Entwicklungen zu suchen sowie nach Möglichkeiten, Brücken zu bauen – für die Zukunft. Dieses Projekt ist Teil der Reihe „Krieg und Frieden. Aus-

tausch über Grenzen hinweg“, die die taz Panter Stiftung mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes im vergangenen Jahr ins Leben gerufen hat.

Im Herbst 2022 öffnete die taz Panter Stiftung in Berlin ihren Autor:innen aus Osteuropa die Tür. Die persönliche Begegnung sollte die Chance bieten, Kommunikationskanäle über Ländergrenzen hinweg offen zu halten.

In Riga stellte das Media Hub einen geschützten Raum zur Verfügung. Das Hub ist eine wichtige erste Anlaufstelle, die exilierte Journalist:innen unterstützt. Auch galt es zu fragen: Kann Lettland – ein Land mit knapp zwei Millionen Einwohner:innen, von denen ein Drittel der russischen Minderheit angehört und das seit 2004 Mitglied der EU und Nato ist –, als ein Modell dienen?

Das Programm umfasste Besuche des lettischen Okkupationsmuseums, des KGB-Museums sowie Treffen mit lettischen Expert:innen. Und es gab viel Zeit für Gespräche.

Über diese Beilage hinaus sind weitere Beiträge in Vorbereitung, die zeitnah online abrufbar sein werden. Übrigens: Die Arbeitssprache des Workshops war Russisch, in Zeiten wie diesen nicht selbstverständlich. Ob und wie die russische Sprache als Machtinstrument des Kreml im postsowjetischen Raum eingesetzt wird und welche Zukunft kritische Medien im Exil haben, diskutieren die Autor:innen in Podcasts. Demnächst.

Der Autor ist der Leiter der Osteuropa-Projekte der taz Panter Stiftung

# Stalin ist unsterblich

Das Stalin-Museum im georgischen Gori, Geburtsort des Diktators, erfreut sich vieler Besucher. Das Geschäft mit Souvenirs boomt

Von **Sandro Gvindadze**

Wollen Sie wissen, aus welcher Tasse Josef Stalin getrunken hat? Oder wollen Sie sich das Sofa anschauen, auf dem er nach einem anstrengenden Tag seine Beine ausstreckte, nach dem er seine Stiefel ausgezogen hatte? Dann müssen Sie sein Museum in Gori besuchen. In dieser georgischen Stadt mit 40.000 Einwohnern wurde 1878 der sowjetische Diktator Iosif Dschugaschwilji geboren. 50 Jahre später kannte ihn die ganze Welt unter seinem Parteipseudonym Stalin.

Die Zahl der Opfer stalinistischer Repressionen geht in die Millionen. Doch die Museumsführerin Anna hat es nicht eilig, auf dieses Thema zu sprechen zu kommen. Sie beginnt ihren Rundgang durch das Gebäude mit einem Zitat, das trotz fehlender Beweise oft Stalin zugeschrieben wird: „Ich weiß, dass nach meinem Tod ein Haufen Müll auf mein Grab gelegt werden wird. Aber der Wind der Geschichte wird ihn gnadenlos wegblasen.“

Anna führt die Gruppe langsam an den Exponaten vorbei: Fotos von Stalins Jugend, seinen Eltern und Kindern. Sie liest seine Gedichte vor und zeigt

seine persönlichen Gegenstände.

Hier der Koffer, den er immer bei sich trug, dort der Pelzmantel, den ihm eine Fabrik geschenkt hat. Das Akkordeon mit seinem Namen darauf und ein Bild von ihm, wie er seinem chinesischen Kollegen Mao Tse Tung zulächelt. All diese Souvenirs seien Stalin als ein Zeichen der Liebe und des Respekts geschenkt worden, bemerkt Anna.

Insgesamt sind in dem Museum fast 60.000 Exponate ausgestellt. Sie werden seit vielen Jahren gesammelt. Jedes Jahr kommen Zehntausende Menschen aus aller Welt, um sie zu sehen. 2018 hatte das Museum über 180.000 Besucher. Das Museum bietet Führungen in Russisch, Englisch, Französisch und Deutsch an. Während Anna auf Russisch von dem Respekt gegenüber Stalin in Indien erzählt, spricht ein älterer Mann neben ihr auf Hebräisch mit seiner Gruppe.

Und was ist mit Repressionen und Arbeitslagern (Gulag), in denen Millionen Menschen starben? Anna erwähnt sie erst am Ende der Tour. Sie führt die Gruppe in einen kleinen Raum, in dem ein riesiger Schreibtisch steht. An solche Tischen saßen die sogenannten Troikas – Dreiergruppen, die ohne Beteiligung von Gerichten Urteile fällten.

Während des stalinistischen Terrors der 1930er Jahre verurteilten sie Millionen Menschen zu Verbannung und Erschießungen.

Aber Anna sagt nichts über Stalins Rolle bei diesen Repressionen. Nach der Tour erzählt sie nur, dass sie seit drei Jahren als Museumsführerin tätig sei. Auf die Frage nach dem Grund antwortet sie: „Irgendwo muss ich ja arbeiten.“ Kein Wort über ihre Haltung zu dem Diktator – in Gori ist es nicht üblich, ihn zu kritisieren.

Viele Einwohner von Gori sind immer noch stolz auf die Herkunft Stalins. Das sechs Meter hohe Denkmal für den Diktator wurde erst 2010 aus dem Stadtzentrum entfernt und in ein vier Kilometer entferntes Dorf gebracht. Insgesamt gibt es in der Gemeinde Gori noch fünf Denkmäler für den sowjetischen Diktator.

Souvenirs mit Stalin sind hier eine Einnahmequelle für Dutzende Familien. Sie werden überall verkauft und, wie die Einheimischen sagen, Touristen seien ganz verrückt danach. Manche versuchen den Gästen zu zeigen, dass Gori auch aus anderen Gründen interessant ist, weil es zu den ältesten Städten Georgiens gehört. Aber solche Leute sind in der Minderheit.

Die Liebe zu Stalin geht weit über Gori hinaus. Und diese Liebe gibt es nicht erst seit gestern. Im März 1956 demonstrierten Tausende Menschen friedlich in der Hauptstadt Tbilissi. Das war der erste Protest seit der sowjetischen Besatzung im Jahr 1921. Aber die Menschen verteidigten weder Rechte und Freiheiten noch die Unabhängigkeit, sondern Stalin. Ihm galt ihre Solidarität, weil Stalins Nachfolger Nikita Chruschtschow dessen Verbrechen verurteilt hatte.

Am 9. März 1956 eröffneten Soldaten das Feuer auf die Demonstranten. Regierungsangaben zufolge wurden über 20 Menschen getötet und mehr als 50 verletzt. Die Behörden sagten, sie hätten eine Meuterei niedergeschlagen. Ein Jahr später wurde in Gori ein Stalin-Museum eröffnet.

Nach der Unabhängigkeit 1991 entstanden in der Südkaukasusrepublik mehrere Nichtregierungsorganisationen. Ihr Ziel: Stalin bei jungen Menschen bekannt zu machen. Es gibt keine genauen Zahlen, wie der Diktator heute gesehen wird. Das letzte Mal, dass Soziologen diese Frage stellten, war im Jahr 2012. 45 Prozent der Befragten sprachen damals von einer positiven Einstellung.

Um Souvenirs zu kaufen, muss man nicht weit gehen. Ein 80-jähriger Mann, Ramaz, verkauft sie im Innenhof des Museums. Auf dem Boden auf zwei kleinen Decken liegen Magnete, Postkarten und Medaillen. Der Mindestpreis beträgt zwei Euro. Der Mann sagt, er habe lange in Russland gelebt und spreche gut Russisch. Bei englischsprachigen Touristen gleicht er seinen dürftigen Wortschatz mit Gesten aus, indem er auf verschiedene Souvenirs zu günstigen Preis zeigt. Ramaz sagt, dass das Geschäft gut laufe, sein Einkommen aber minimal sei. Schließlich stelle er die Souvenirs nicht selbst her, sondern ein lokales Unternehmen, das den Verkauf nur einen „gewissen Prozentsatz“ des Umsatzes überlasse.

Der Mann hat Einschränkungen – das Gehen fällt ihm schwer. Die Rente, umgerechnet 100 Euro im Monat, reicht nicht einmal für Medikamente. Dies ist einer der Gründe, warum er, wie so viele seiner Kollegen, mit Nostalgie an die Sowjetzeit zurückdenkt. „Das war sicherlich keine Demokratie“, sagt er, „aber wir haben besser gelebt.“

Der Autor ist georgischer Journalist und lebt in Tbilissi.

Aus dem Russischen von Barbara Oertel

### Impressum

Konzeption und Projektleitung: **Tigran Petrosyan** | Redaktion: **Barbara Oertel**, **Tigran Petrosyan** | Übersetzung: **Barbara Oertel**, **Gaby Coldewey**  
Teilnehmende Journalist:innen: **Daria Kalashnikova**, **Sona Martirosyan**, **Sandro Gvindadze**, **Nika Musavi**, **Daniela Calmıs**, **Khadisha Akayeva**, **Aren Melikyan**,  
**Maria Bobyleva**, **Sascha Alieva**, **Hanna Solo**, **Pavel Dmitriev**, **Vladimir Kapustinskii**, **VT**, **Ihar Dzemiankou**, **Denis Solomovich**, **Yevhen Holoborodko**  
Korrektur: **Marie-Claude Glombitza** | Online: **Gemma Teres Arilla** | Illustration: **Rita Cherepanova** | Foto: **Andrejs Strokins** | Layout: **Ali Arab Purian**  
Unser besonderer Dank geht an **Sabine Sile** (Direktorin vom Media Hub in Riga) und **Konny Gellenbeck** (Vorstand der taz Panter Stiftung)

taz panterstiftung

Mit Unterstützung des  
Auswärtigen Amtes



# Ein Erbe der Vergangenheit, das allgegenwärtig ist

Das KGB-Museum in Lettlands Hauptstadt Riga dokumentiert den jahrzehntelangen Terror des sowjetischen Geheimdienstes, dem auch in dem baltischen Staat Zigtausende Menschen zum Opfer fielen: Verfolgung, Haft, Angst, Erniedrigung und absolute Rechtlosigkeit. Welche Gedanken, Gefühle und Assoziationen haben junge Menschen, die aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion kommen und hier auf Spurensuche gehen? Gibt es vor allem Verbindendes oder auch Trennendes? Eine Ukrainerin, ein Belaruse und eine Russin im Selbstversuch



Rita Cherepanova ist eine russische Illustratorin. Sie zeichnet für unabhängige russische Medien wie „Meduza“ und „Taki Dela“ sowie für Greenpeace. Auch sie hat ihre Heimat nachdem Beginn von Wladimir Putins Angriffskrieg gegen die Ukraine verlassen. Seit Oktober 2022 lebt sie im Exil in Georgien. Ihre Vorfahren waren Opfer des stalinistischen Terrors: Der Vater ihres Großvaters und seine acht Geschwister wurden in den 1930er Jahren enteignet und hingerichtet.

Von **Daria Kalashnikova**  
Irgendwie anders: Was Krieg und Terror mit Menschen machen

An der Ecke der Brīvības (Freiheits)-Straße erregt ein sehr schönes Haus im Jugendstil meine Aufmerksamkeit. Es sticht überhaupt nicht hervor – im Gegenteil, das Haus fügt sich mit seiner Schönheit in das Gesamtensemble ein, denn etwa 40 Prozent der Gebäude im Zentrum von Riga sind im Jugendstil erbaut. Ich betrachte das Haus und bemerke ein Schild mit der Aufschrift „Geschichte der KGB-Operation in Lettland“. Nachdem ich eine Karte auf meinem Handy zu Rate gezogen habe, wird mir klar, dass es sich um dasselbe „Eckhaus“ handelt, in dem sich zu Sowjetzeiten der KGB befand.

Während ich noch auf der anderen Straßenseite stehe, kommen mir Zweifel, ob ich dieses Museum besuchen soll. Denn das wird ein Teufel sein. Aber ich beschließe, mich mit den Details zu befassen, und als ich hineingehe, befinde ich mich in einer typischen Polizeistation aus Sowjetzeiten: eine mit braunem Kunstleder gepolsterte Tür, Steinfliesen mit farbigem Design, die eine schlechte sowjetische Kopie sind – eine visuelle Anleitung, wie man ein architektonisches Juwel ruiniert. Ich schaue mir alles so begeistert an, dass andere Besucher auf mich aufmerksam werden und fragen, wo die Führung stattfindet. Ich helfe ihnen, einen Guide zu finden, und schließe mich selbst der Tour an.

Der Eindruck ist schrecklich. Alle diese Zellen, in denen 35 Menschen gefangen gehalten wurden, sind winzig. Den Hof kann man nur als Voliere bezeichnen, die Gefangenen wurden dort nur 20 Minuten am Tag wie Vieh frei laufen gelassen. Während des Rundgangs muss ich manchmal würgen. Denn das, was ich sehe, erinnert mich zu stark an die heutige Realität der Ukrainer, die unter russischer Besatzung leben.

Ich mache eine Pause, um durchzuatmen, und gehe weiter durch die engen, feuchten Korridore. Als ich in den Keller hinuntergehe, komme ich in die ehemalige Küche, in der für die Gefangenen „Jeere Suppe“ zubereitet wurde – kochendes Wasser, in dem sich gelegentlich schmutzige Kartoffelstücke befanden.

Der Guide sagt, dass sich die überlebenden KGB-Häftlinge in Lettland noch lange an das Knirschen des Schmutzes auf ihren Zähnen erinnerten. In diesem Moment gehen mir die Geschichten von Ukrainern durch den Kopf, die der russischen Besatzung entkommen sind. Seit sie zu Hause sind, freuen sie sich über einen einfachen ukrainischen Apfel, von dem sie in russischer Gefangenschaft geträumt haben. Am Ende des Rundgangs fragt ein Besucher, was sich in den oberen Etagen des „Eckhauses“ befindet. Der Reiseführer antwortet, dass diese leer stünden, die Menschen hätten immer noch Angst vor diesem Gebäude.

Als ich wieder auf der Brīvības-Straße stehe, löse ich mich im Strom der Menschen auf den Straßen von Riga auf. Wie das Jugendstil-„Eckhaus“ passe ich perfekt in das europäische Ensemble, – ich spreche fließend Englisch, wurde in Europa ausgebildet und lebe jetzt hier. Aber nicht jeder will erfahren, was sich hinter der „Haustür“ meines Außeners verbirgt.

Ich wurde im ukrainischen Luhansk geboren, meine Heimatstadt wurde 2014 von russischen Truppen besetzt. Daher war ich gezwungen, nach Kyjiw zu ziehen und wurde zu einem Binnenflüchtling. Als ich am Morgen des 24. Februar 2022 in Kyjiw durch Explosionen auf dem Flughafen Schuljany geweckt wurde, war ich zum zweiten Mal gezwungen, vor dem Krieg zu fliehen. Jetzt lebe ich als Flüchtling in Riga und werde oft mit der Tatsache konfrontiert, dass ich, obwohl ich mich äußerlich nicht von den Bewohnern Europas unterscheidet, anders bin.

An meinem ersten Morgen in Lettland war ich in Schweiß gebadet. Daran war ein Müllwagen schuld, der mit Getöse den Abfallcontainer in der Nähe meines Hauses leerte. Dieses Gepolter erinnerte mich an die Geräusche von Explosionen. Ich sprang aus dem Bett, schnappte mir meinen Pass und war kurz davor, auf die Straße zu rennen. Als ich zur Besinnung kam, beruhigte mich der Gedanke, in einem Nato-Land zu sein. Im vergangenen Jahr habe ich festgestellt, dass mich

der Sommerregen mit seinem Donner erschreckt. Mich davon zu überzeugen, dass das nur das Wetter ist, gelingt mir nicht. Um an solchen Tagen schlafen zu können, lege ich mich im Badezimmer auf den Boden. So funktioniert die „Zwei-Wände-Regel“, die Teil der DNA der Ukrainer geworden ist. (Falls Sie während des Besuchs keinen Zugang zu einem Lüftungsbunker haben, müssen Sie einen Ort ohne Fenster finden, da Sie von Glassplittern verletzt werden könnten).

Als Ukrainerin lebe ich in zwei parallelen Realitäten: Die eine ist der äußere Wohlstand dieser europäischen Stadt und die zweite ist die ständige Sorge um meine Verwandten in der Ukraine. Manchmal schreiben sie mir während des nächtlichen Besuchs eine SMS mit „Mir geht es gut“, noch bevor ich aus offiziellen Quellen weiß, wie viele Raketen das russische Militär in dieser Nacht abgefeuert hat. Wenn ich morgens ins Büro komme, höre ich meine Freunde über sportliche Siege, Pläne für einen Sommerurlaub und den Kauf von Immobilien reden.

Nun, ich werde die Europäer nicht zwingen, in die innere Welt einer Ukrainerin einzutreten. Jedoch: Für mich ist jede Gewalt mit etwas Russischem verbunden, ich bin anders. Daran sollten Sie sich erinnern, wenn Sie das nächste Mal eine europäische Frau sehen und Sie herausfinden, dass sie Ukrainerin und deswegen möglicherweise anders ist. Vielleicht haben Sie Angst, mit Flüchtlingen ins Gespräch zu kommen, genauso wie die Bewohner von Riga Angst haben, die leeren Etagen des „Eckhauses“ zu füllen.

Mit Ukrainern über den Krieg zu sprechen – Ihre Entscheidung. Aber ich kann Ihnen versichern, dass Sie, so Sie das tun, danach einen Apfel anders schmecken und bei einem Spaziergang durch die Brīvības-Straße beginnen werden, den Begriff „Freiheit“ zu schätzen.

Die Autorin ist ukrainische Journalistin und lebt im lettischen Exil.

aus dem Russischen von Barbara Oertel

Von **Ihar Dzemiiankou**  
In Riga, doch plötzlich wieder in Minsk

Herzlich willkommen im Gefängnis“, sagt die Museumsführerin Wiktorija und führt uns durch ein Foyer, an dessen Wänden viele Porträts von Menschen hängen. Darauf sind Bewohner Lettlands zu sehen, die das Schicksal zu unterschiedlichen Zeiten in dieses Gebäude verschlagen hat.

Wir sind im KGB-Museum, das sich im Zentrum der lettischen Hauptstadt Riga befindet. Unsere Gruppe hat Glück – alles drumherum ist eine Dekoration zum Anfassen, aber es gibt kein inneres Verlangen danach, das zu tun.

Das alles dringt nach und nach ins Bewusstsein – mit jedem Schritt auf dem alten schabigen Boden, dessen „Färbung“ an den Hall von Stiefelabsätzen der Mitarbeiter des Geheimdienstes NKWD (später KGB) erinnert.

Die innere Selbsterhaltungsspirale des Belarussen beginnt sich herunterzuschrauben. Ich möchte erstarren, mich in eine Ecke setzen, ein- und ausatmen und die Augen schließen. Und wenn ich sie öffne, mich am Ostseestrand des lettischen Badoortes Jurmala wiederfinden. Wahrscheinlich haben auch viele „Gäste“ dieses Gebäudes davon geträumt. Wir bleiben in einem kleinen Flur stehen. Wiktorija stellt sich vor, sagt, dass sie aus dem ostukrainischen Charkiw stamme und nach dem Beginn von Russlands Krieg in der Ukraine nach Lettland gegangen sei.

Nach einem kurzen Gespräch über den Krieg beginnt sie, die Geschichte dieses Ortes zu erzählen. Die Frau sagt, dass die Letten dieses Gebäude das „Eckhaus“ nennen würden und die Einheimischen hier keine Wohnungen kaufen oder Räume für Büros an-

mieten wollten. Die Atmosphäre von Tod und Qual ist hier allgegenwärtig und wirklich spürbar. An den gegenüberliegenden Seiten des Korridors hängen zwei Spiegel, deren Reflexionen einen endlosen Lichtstrom bilden. Ich gucke in den Spiegel. Und es ist, als ob ein Teleport vom KGB-Museum in der Brīvības-Straße in Riga funktioniert und ich mich in der Nähe des KGB-Gebäudes am Unabhängigkeitsprospekt in der belarussischen Hauptstadt Minsk befinde.

Von den Behörden einmal abgesehen – in Belarus haben die Menschen nur den Wunsch zu leben. Alles andere ist eine Fiktion, die derselbe KGB kontrolliert, in dessen musealer Zweigstelle sich mein Körper befindet.

Mir gehen Gedanken durch den Kopf, dass die Belarussen kein solches Schaufenster des Grauens auf die Beine stellen müssen – das ganze Land ist ja ein Museum. Und das sind nicht nur Worte.

So trat der ehemalige belarussische Innenminister Igor Schunewitsch noch 2018 oft und gerne in der Uniform eines NKWD-Offiziers in der Öffentlichkeit auf. In seinen Kommentaren gegenüber Journalisten betonte er wiederholt, dass die moderne Strafverfolgungsbehörde in meinem Heimatland die Traditionen dieser Abkürzung, die immer noch Angst hervorruft, geerbt habe – NKWD.

Man kann Schunewitsch nur zustimmen. Im August 2020 verbreiteten sich Aufnahmen von Menschen in Uniform um die ganze Welt, die friedliche belarussische Demonstranten schikanierten. Diese waren wegen einer unfairen Stimmenauszählung bei der Präsidentschaftswahl in Minsk auf die Straße gegangen.

„In der Untersuchungshaft gibt es drei Ebenen mit Zellen, sie liegen alle unter der Erde“, fährt Wiktorija fort. Im KGB-Gebäude in Belarus gibt es auch unterirdische Kasematten. „Insgesamt gibt es 44 Zellen und über 40.000 Menschen haben sie in 47 Jahren durchlaufen“, erklärt die Museumsführerin. Das entspricht zum Beispiel der Größe der deutschen Städte Ahaus, Bad Kreuznach oder halb Bamberg.

Die Verhöre fanden hier fast immer nachts statt. Meistens kam ein Schlagstock zum Einsatz. Ein Schauer durchläuft den Körper in der Nähe der „Erschießungswand“. Vor allem dort wurden im Schutz der Nacht und unter dem Lärm eines Automotors Letten erschossen.

... Ja, ein solches Museum kann es in meinem Land noch nicht geben. Aber die Belarussen glauben, dass wir die Ersten sein werden, die aus der Okrestina (eine Haftanstalt in Minsk, die für ihren besonders unmenschlichen Umgang mit Gefangenen berüchtigt ist; Anm. d. Red.) etwas Ähnliches machen werden.

Allein laut frei zugänglichen Daten saßen hier in den vergangenen zwei Jahren über 30.000 Menschen ein. Was mussten sie nicht alles ertragen? Der Geschichte der Reiseführerin Wiktorija und den Aussagen der Belarussen nach zu urteilen, haben unsere Völker viele Gemeinsamkeiten. Den Letten ist es gelungen, die riesige Unterdrückungsmaschinerie zu zerstören. Ich glaube fest daran, dass das auch mein Volk schaffen wird.

Der Autor ist belarussischer Journalist und lebt in Lettland im Exil.

aus dem Russischen von Barbara Oertel

Von **Sascha Alieva**  
Ein Déjà-vu: Einfach nur raus hier

Von der ersten Sekunde an – das Gefühl, mit aller Macht nach Hause zurückversetzt worden zu sein: die Fenster, die Decke, der Boden, der Geruch, die Schritte, die Buchstaben und Namen. Ich berühre die Wände und schließe meine Augen. Wieder gehe ich durch die Korridore tierischer Angst. Die Kumpels lachen, machen Fotos. Ich lache nicht. Ich weiß, dass auch ihnen nicht danach zumute ist, aber sie wissen, wie man sich schützt, ich jedoch kann dieses Gefühl der Angst zulassen.

Ich erinnere mich an die Tage vor einem Jahr in Russland: In einem gepanzerten Mannschaftswagen der Polizei wurden wir an einen unbekanntem Punkt gebracht – mit zitternden Fingern tippten wir heimlich Nachrichten an den Chefredakteur, unsere Kollegen und Mütter – später ließen wir uns Abdrücke die-

ser zitternden Finger im Tausch für Freiheit nehmen. Jetzt, in einem Museum in Lettland, möchte ich, wie früher, hier nur raus, mich in einer Ecke verkriechen, nichts wissen und mich an nichts erinnern.

Aber ich erinnere mich – an Stimmen und Gesichter, an Spott und Grobheit. Du wirst sehr klein – unbedeutend, hilflos, weich – auf der Suche nach deiner Stärke, auf der Suche nach deinem Mut. Aber du tust so, als seist du schwach, um rauszukommen.

Vor einem Jahr – wir liefen durch Moskau – kam ein Mann in Zivil auf uns zu. Solche Personen nennen wir „eschnik“ – ein Mitarbeiter des Zentrums „E“ (Das Zentrum dient der Bekämpfung des Extremismus).

Seine Aufgabe ist es, einen potenziellen „Verbrecher“ zu verfolgen, ihn zu filmen oder der Polizei zu übergeben). Uns fragte er, wohin alle gingen, wir sagten,

wir wüssten es nicht. Das zu wissen, ist nicht notwendig. Eine Stunde später waren wir auf einer Polizeistation am Stadtrand. Wir gingen durch dieselben Korridore und saßen auf denselben Stühlen. Dies war kein Gefängnis, sondern vielmehr die Kurzversion eines Gefängnisses, aus dem wir heraus kamen. Heute verlassen wir erneut eine Stunde später das Simulakrum der Vergangenheit – meiner Vergangenheit, der Vergangenheit Lettlands, der Gegenwart meines Landes. Jemand scherzt: „Jemand denkt, dass alles vorbei ist.“ Ich lache auch darüber, aber wir gehören nicht zu denen, die so denken.

Die Autorin ist russische Journalistin und lebt im Exil.

aus dem Russischen von Barbara Oertel

# Kinder essen

Die Hungersnot von 1932/1933 in Kasachstan ist ein Trauma für die Menschen – bis heute

Von **Khadisha Akayeva**

Was kann schlimmer sein als Hunger? Stellen Sie sich vor, dass Ihre ganze Familie von zwei Kühen und zehn Hühnern ernährt wird. Dank dieser Tiere haben Sie Fleisch, Milch und Eier: Frühstück, Mittagessen und Abendbrot. Und jetzt stellen Sie sich vor, dass man Ihnen das alles einfach wegnimmt. Was bedeutet: kein Frühstück mehr, kein Mittagessen und auch kein Abendbrot.

Der 31. Mai ist in Kasachstan Tag der politischen Massenrepressionen der Jahre 1932/1933 und der schrecklichen Hungersnot, während der, unterschiedlichen Angaben zufolge, allein hier zwischen einer und zwei Millionen Menschen umkamen. Aber unter den Repressionen litten nicht nur die Menschen in Kasachstan, sondern auch in anderen Republiken des ehemaligen sowjetischen Blocks, in dem infolge der sowjetischen Regierungspolitik die Menschen verhungerten – oder ihren gesamten Besitz verkauften, um auf der Suche nach Nahrung überhaupt fortgehen zu können.

Auch meine Urgroßmutter ist damals gegangen, die Mutter meines Großvaters mütterlicherseits. Mit ihrer Familie hat sie die Stadt Semei im Osten Kasachstans verlassen und ist nach Jessik im Süden des Landes gezogen. In Semei wütete der Hunger, die Menschen aßen sich gegenseitig auf. Also gingen sie – zu Fuß, 1.350 Kilometer durch Steppen und Flüsse. Sie dachten, im Süden würde es Getreide geben und Brot. Ihr Brot haben sie dort gefunden. Ihre Nachkommen leben dort bis heute.

Meine Großmutter väterlicherseits wurde durch den schrecklichen Hunger von ihrer Familie getrennt. Um zu überleben, gab man sie zu



Illustration:  
Rita  
Cherepanova

reichen Tataren. Dort wurde sie großzügig aufgenommen, man gab ihr zu essen und zog sie auf. Die Nachkommen beider Familien stehen bis heute in freundschaftlichem Kontakt. In jeder kasachischen Familie gibt es vermutlich solche oder ähnliche Geschichten. Der Holodomor bzw. der Ascharschlyk, wie die Hungersnot in Kasachstan genannt wird, ist das psychologische Trauma des ganzen Volkes, für das bislang niemand die Verantwortung übernommen hat. Bis heute versuchen viele Menschen, ihren Schmerz künstlerisch zu verarbeiten.

Für mich ist es schwer, die Geschichte meiner eigenen Familie zu rekonstruieren. Wie sie überhaupt überlebt haben auf ihrem Weg durch Flüsse und Steppen, woran sie dabei dachten, wovon sie träumten. Alle diese Menschen leben nicht mehr, geblieben sind nur ein paar rudimentäre Erinnerungen. Aber es gibt auch Familien, die diese Geschichten detailliert mündlich von Generation zu Generation weitergegeben haben.

Die Geschichte einer solchen Familie hat 2017 die Journalistin Gulnar Tankajewa erzählt. In der Familie starben nacheinander drei Kinder an Hunger, das jüngste wurde nur drei Jahre alt. Die Mutter war so geschwächt, dass sie sich nicht einmal mehr an ihre eigenen Gefühle erinnern konnte.

„Das ist der Irrsinn. Der Irrsinn des Hungers. Er hat meine Oma, die Mutter meiner Mutter, und

ihre Schwestern dazu gebracht, das Kind der Nachbarn zu essen. Ein kleines Mädchen. Sie haben sie gestohlen. Meine Mama erzählt, sie sei davon aufgewacht, dass man ihr mit einem Löffel heiße Brühe einflößte ... Ihre Mutter, meine Oma, verlor kurz vor ihrem Tod den Verstand. Jedes Kleinkind nannte sie ... Vielleicht sage ich besser nicht, wie dieses Mädchen hieß. Allerdings rief meine Oma jedes Mädchen in unserer Familie bei diesem Namen. Mich übrigens auch“, sagt eine der Protagonistinnen des Artikels, eine Künstlerin namens Alia.

Die Leute fragen oft: Wem soll man jetzt die Schuld an all dem geben? Die damaligen politischen Machthaber gibt es schon längst nicht mehr, Verstorbene holt man nicht zurück. Und wir sind nicht allein mit unserem Leid. Durch diese organisierten Hungersnöte starben Menschen in der Ukraine, in Kasachstan, im Kaukasus, in der russischen Schwarzerde-Region, im Wolgagebiet, in Sibirien und auch in den Teilen Russlands, wo diejenigen lebten, die die Beschlagnahmung von Vieh und Getreide befohlen hatten.

Das Vieh nahm man manchmal aus Boshaftigkeit mit. Die beschlagnahmten Rinder wurden sofort getötet, weil man so viele Tiere gar nicht auf einmal hätte versorgen können. Viele Menschen aber waren auch von der Politik der Enteignungen, von Beschlagnahmung des Eigentums und von Vertreibungen betroffen. Auch einige meiner

Verwandten wurden ihres Eigentums beraubt und nach Sibirien deportiert.

Diskussionen, ob man diese Ereignisse Genozid nennen könne und solle, reißen nicht ab. In den betroffenen Ländern ist man sich in dieser Frage längst einig. Viele möchten, dass der Holodomor als Genozid bezeichnet wird. Viele Opfer? Eindeutig ja. Millionen tragischer Geschichten? Gibt es. Schmerz durch ein Gefühl der Ungerechtigkeit: vorhanden. Eine Form von Anerkennung der riesigen Narbe, die in den Ländern des ehemaligen Sowjetblocks hinterlassen wurde? Fehlangeige.

Manche Menschen sagen auch, ein Genozid sei die bewusste Ausrottung einer bestimmten Nation, während im Holodomor die Machthaber einfach alle niedermähten. Deshalb schlagen sie einen anderen Begriff vor, der im Russischen noch nicht weit verbreitet ist. Ich selbst habe ihn erst vor Kurzem zum ersten Mal gehört: „Sozozid“, die soziale Vernichtung einer gesellschaftlichen Schicht oder Klasse. Wie dem auch sei, eins ist klar: Für unsere Gesellschaft ist es wichtig, dass die Verbrechen der sowjetischen Machthaber an der Bevölkerung der Länder der Ex-Sowjetunion durch die internationale Gemeinschaft anerkannt werden.

Die Autorin ist kasachische Journalistin, sie lebt in Almaty und Semei.

Aus dem Russischen von Gaby Coldewey

## Der Tag des Sieges hat ausgedient

In der Republik Moldau soll künftig der Opfer des Zweiten Weltkrieges am 8. Mai gedacht werden. Dabei geht es auch um Versöhnung

Von **Daniela Calmîș**

Im Zentrum von Chișinău ragt eine Pyramide aus fünf 25-Meter hohen Stämmen auf, in deren Mitte sich ein fünfzackiger Stern befindet. In ihm brennt eine „ewige Flamme“. Die Gedenkstätte „Eternitate“ (Ewigkeit) wurde am 9. Mai 1975 errichtet, zum 30. Jahrestages des Sieges der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg.

Der 80-jährige Konstantin kommt fast jeden Tag hierher. Für ihn sei das ein heiliger Ort. „Mein Vater hat im Krieg gekämpft, darum betrachte ich diese Gedenkstätte mit Respekt und Ehrerbietung“, erzählt er. Er wurde im Zweiten Weltkrieg geboren und wuchs in der Sowjetunion auf. Er sagt, dass die Gedenkstätte so ein heimatischer Ort sei, läge auch an der hier konservierten sowjetischen Atmosphäre.

Obwohl man den Eindruck haben könnte, dass die Gedenkstätte nur sowjetischen Soldaten gewidmet ist, sind

hier auch deutsche Soldaten begraben, die im 2. Weltkrieg gekämpft haben. Auch ein Denkmal für den Krieg um die Unabhängigkeit der Republik Moldau in den Jahren 1991/92 wurde hier errichtet. Alljährlich finden an der Gedenkstätte Veranstaltungen statt, aber die meistbesuchte ist die am 9. Mai.

Zwei Kilometer von der Gedenkstätte „Eternitate“ entfernt befindet sich ein anderes Denkmal. Es steht auf dem Platz vor dem Bahnhof von Chișinău und heißt „Zug des Schmerzes“. Das Denkmal wurde 2013 errichtet und ist den Opfern der Deportationen und Repressionen des sowjetisch-kommunistischen Regimes zwischen 1940 und 1953 gewidmet. Neben dem Denkmal findet jedes Wochenende ein Flohmarkt statt. Hier verkauft Ana Dinge, die sie von zu Hause mitgebracht hat, um ihre Rente aufzubessern. „Unsere Großeltern haben gelitten, als sie deportiert wurden – daran erinnert dieses Denkmal. Nach dem Krieg gab es Hun-

gersnöte und Repressionen. Menschen, die es zu etwas Wohlstand gebracht hatten, wurden abgeholt, nur Arme blieben zurück“, sagt Ana.

Für sie ist der 9. Mai kein Tag des Sieges. „Der Krieg wurde geplant, von Stalin und Hitler. Alle haben gelitten. Mein Vater hat nie an diesen Paraden teilgenommen. Das ist nur Heuchelei. Alle denken an die schmerzhafteste Vergangenheit“, sagt Ana und fügt hinzu, dass dieser Tag ein Gedenktag für alle im Krieg Gefallenen sein sollte.

Der Zweite Weltkrieg hatte für Moldau katastrophale Folgen. Nach Kriegsende erlebte das sowjetisch besetzte Land die Tragödie der zweiten großen Deportationswelle nach Sibirien und Mittelasien. Die erste Welle hatte am 13. Juni 1941 stattgefunden, nachdem Moskau Moldau annektiert hatte, gemäß des geheimen Zusatzprotokolls des Hitler-Stalin-Paktes. Zwei Annexionen kosteten mehr als eine Million Opfer, von denen 400.000 auf der Straße

oder in Scheinprozessen hingerichtet wurden, verhungerten oder in sowjetischen Gefängnissen und Lagern umkamen. Diese Tragödie begann am Hauptbahnhof von Chișinău.

In diesem Kontext sind die Feiern am 9. Mai als Sieg in Moldau absurd. Dieser „Feiertag“ ist ein sowjetisches Erbe, das Stalin und die UdSSR dem sozialistischen Lager oktroyiert hatten, um ihre Schlüsselrolle beim Sieg über Nazi-Deutschland hervorzuheben.

Seit 1990 heißt der 9. Mai in Moldau offiziell „Tag des Sieges zum Gedenken an die Helden, die für die Unabhängigkeit des ‚Mutterlandes‘ gestorben sind“. Mit der Unabhängigkeitserklärung der Republik Moldau 1991 verschwand das ‚Mutterland‘ mit der UdSSR. Den Tag des Sieges zu begehen wie vor 1990 hieße, die Unabhängigkeit des Staates Moldau zu leugnen. Und die Verbrechen anzuerkennen, die das ‚Mutterland‘ zwischen 1940 und 1944 begangen hat.

Dies gilt umso mehr, als in den letzten drei Jahrzehnten kremltreue moldauische Politiker den Sieg über den Faschismus nur Russland zuschreiben und ihn dem Europatag (9. Mai) gegenüberstellen. Dadurch spalten sie die Gesellschaft. Sie nutzen den Feiertag, um die Erinnerung an die Sowjetunion zu bewahren und die Bevölkerung geopolitisch einzuordnen, um Moldau an die „russische Welt“ zu binden. Darum ist ein Gesetzentwurf, der einen Übergang zu einer nicht-ideologischen Interpretation dieses Datums vorsieht, richtig.

So wird es möglich, die Opfer derer, die zum Sieg über den Nationalsozialismus beigetragen haben, zu ehren und dem Kreis demokratischer Staaten beizutreten. Das strebt Moldau an, wenn es künftig am 8. Mai dem Ende des Zweiten Weltkrieges gedenkt.

Die Autorin ist moldauische Journalistin und lebt in Chișinău.

Aus dem Russischen von Gaby Coldewey

## ÜBER GRENZEN HINWEG FÜR UNABHÄNGIGEN JOURNALISMUS IN OSTEUROPA

Auch im Jahr 2023 unterstützt die taz Panter Stiftung unabhängige Medien in Osteuropa. Sie sind die Basis demokratischer Gesellschaften.

Bitte unterstützen Sie mit: [taz.de/spenden](https://taz.de/spenden)